



„Und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh 3,2)

**Die Kirche im Prozess gesellschaftlicher Veränderungen:
Nachhaltig – öffentlich – digital**

Schriftliche Fassung des Berichts
von Bischöfin Dr. Beate Hofmann
zur Zwölften Tagung der 13. Landessynode
der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Sehr geehrter Präses Dr. Dittmann, hohe Synode,

Es sind bewegte, im Blick auf Corona auch bedrückende Zeiten, in denen wir jetzt tagen: eine weltweite Pandemie, eine sich gerade neu bildende Regierung, ein Reformprozess, der Kirche bewegen will und das alles am Übergang von der einen in die andere Synodalperiode. Mit drei Stichworten möchte ich die Herausforderungen, in denen wir uns als Kirche bewegen, skizzieren: Nachhaltig – öffentlich – digital.

Mit diesen drei Stichworten sind Entwicklungen angesprochen, die aus meiner Sicht für unsere Kirche in den nächsten Jahren besondere Chancen, aber auch besondere Herausforderungen mit sich bringen. Das fordert Entscheidungen, die uns teilweise schon lange beschäftigen und die uns jetzt in neuer Schärfe bewusst werden.

Als ich diesen Bericht im Oktober konzipiert habe, hatte ich gehofft, nicht mehr viel zur Coronapandemie sagen zu müssen. Doch jetzt geraten wir gerade durch Leichtsinn und Verantwortungslosigkeit in eine Situation, die vermutlich schlimmer wird als alles Bisherige. Darum noch einmal und in aller Deutlichkeit: Es gilt jetzt, weiter verantwortlich und achtsam zu handeln, nüchtern und besonnen zu bleiben und das zu tun, was notwendig ist. Und das heißt: sich impfen lassen und für Impfstoff für unsere Geschwister weltweit sorgen. Anders werden wir aus dieser furchtbaren Pandemie nicht herauskommen; anders werden wir den Kollaps der Mitarbeitenden in Kliniken, die mir in diesen Tagen besonders am Herzen liegen, nicht verhindern; anders werden wir auch unsere Kinder und Jugendlichen nicht schützen und vor einem weiteren Lockdown bewahren können.

1. Nachhaltig

Ich beginne – wie Psalm 1 – beim Wald und den Bäumen. Hessen ist eine der walddreichsten Regionen Deutschlands. Uns ist der Wald schon in den Namen unserer Kirche eingeschrieben. Wald-eck. Viele Kirchengemeinden sind Waldbesitzer, sind eingebunden in Jagd- und Waldinteressentengemeinschaften; für manche Kirchenmitglieder ist der Wald eine wichtige Einnahmequelle oder Altersvorsorge und damit auch eine Quelle der Sorge.

Seit ich hier Bischöfin bin, beschäftigt mich der Wald – oder das, was davon noch übrig ist. Monate lang bin ich durch größer werdende Flächen mit braunen, toten Bäumen gefahren, dann durch riesige abgeholzte Gebiete und vorbei an langen Holzstapeln. Auch jetzt ist es bei jedem Spaziergang nicht zu übersehen: Der Wald leidet. Und es sind nicht einfach Sturm, Trockenheit und Borkenkäfer, die den Bäumen zusetzen, es ist der von uns allen verursachte Klimawandel, der diese Konsequenzen hat. Die Wissenschaft¹ liefert dazu regelmäßig neue, bedrohliche Zahlen, die uns vor allem die jungen Menschen unter die Nase halten und fragen: Was tut ihr, damit die Erderwärmung nicht über 1,5 Grad geht? Was tut ihr, damit auch wir noch auf diesem Planeten leben können?

Was wir seit den 1980er Jahren unter dem Leitbegriff „Bewahrung der Schöpfung“ theologisch durchdenken und in vielen praktischen Aktionen umsetzen, wird inzwischen weltweit unter dem Stichwort „Nachhaltigkeit“ verhandelt. Der Gedanke der „Nachhaltigkeit“ kommt aus dem Wald. Er ist kein Modebegriff, sondern seit rund dreihundert Jahren in der wissenschaftlich betriebenen Forstwirtschaft verankert. Das Grundprinzip: Heute die Bäume pflanzen, die der nächsten oder übernächsten Generation Schatten, Früchte und Holz bringen werden und wesentlich zur Regulierung des

¹ *Der Waldbericht 2021, der im Juli dieses Jahres vom Bundeskabinett angenommen und veröffentlicht wurde, spricht eine deutliche Sprache. Im Waldzustandsbericht, der ein wesentliches Element des Waldberichtes ist, ist zu lesen, dass vier von fünf Bäumen lichte Kronen haben und dass 37% aller Bäume sogenannte „Verlichtungen“ aufweisen.*

klimatischen Kreislaufes beitragen. In der Forstwirtschaft braucht man einen langen Atem; man muss vorausschauend denken und darf nicht nur kurzfristige oder regional begrenzte Interessen im Blick haben. Und das müssen wir jetzt einüben, alle miteinander, weltweit, aber auch hier, in unserer „kurhessischen Waldkirche“, wie sie von manchen genannt wird.

Was manchmal eher spöttisch gesagt wird, bekommt, angesichts der großen Rolle, die der Wald auf dem Gebiet unserer Landeskirche spielt, tatsächlich eine tiefere Bedeutung. Es könnte ein Identitätsmerkmal und ein Markenzeichen werden, eine **nachhaltige Waldkirche** zu sein, also eine Kirche, die so lebt und arbeitet, dass dadurch die Bedürfnisse und Lebensgrundlagen der nachfolgenden Generation nicht gefährdet werden.²

Es waren übrigens die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen, die den Begriff der Nachhaltigkeit Mitte der 1970er Jahre auf die globale Agenda gesetzt haben. Heute sind die 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen³ verpflichtende Grundlage politischen Handelns. Sie umfassen soziale, ökonomische und ökologische Aspekte. Ihre Grundlage sind die allgemeinen Menschenrechte, die sie nachhaltig verwirklichen wollen. Kein Entwicklungsprojekt weltweit wird mehr finanziert, das nicht diese Grundsätze verwirklichen hilft. Auch hier in der Region werden die sogenannten Sustainable Development Goals (SDGs) zum Kompass wissenschaftlicher und ökonomischer Entwicklung.

„Nachhaltigkeit“ ist auch eines der fünf strategischen Kriterien, die wir von der Steuerungsgruppe als Orientierung für den Reformprozess in unserer Landeskirche vorgeschlagen haben. Nachhaltigkeit ist für mich die Verknüpfung zweier biblischer Prinzipien: **Bewahrung der Schöpfung und kluge Haushalterschaft**. Nachhaltigkeit ist eine säkulare Übersetzung der Grundidee, die Gott für diese Welt hat. Indem wir den Begriff aufnehmen, zeigen wir, dass wir als Kirche Verantwortung übernehmen und Teil einer breiten, weltweiten Bewegung sind.

Nachhaltigkeit als wichtiges Prinzip kirchlicher Weiterentwicklung signalisiert aber noch etwas anderes: Es sagt denen, die bei „Fridays for Future“ engagiert sind: Wir von der Kirche haben verstanden! Und jetzt müssen wir liefern, damit wir glaubwürdig bleiben.⁴ Aber es geht dabei nicht nur um Glaubwürdigkeit vor den Menschen und den anderen Geschöpfen und ein glaubwürdiges missionales Zeugnis. Es geht eben auch darum, den Auftrag zu erfüllen, den Gott uns gegeben hat: Bebauen und bewahren sollen wir seinen Garten, und wie der kluge Haushalter im Gleichnis die Früchte mehren, ohne anderen – vor allem künftigen Generationen – zu schaden.

Der „**Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens**“ des Ökumenischen Rates der Kirchen, den die Kammer für Mission und Ökumene dankenswerterweise gerade in unserer Landeskirche vorantreibt (vgl. Top 27 dieser Synode), ist dafür ein wichtiges Instrument. Dazu gehört ein neues Klimaschutzkonzept. Es muss ehrgeizige Ziele haben, also Klimaneutralität bis 2035. Das wird veränderte Mobilität durch digitale Sitzungen, mobiles Arbeiten und E-Mobilität, nachhaltiges Bauen, z.B. Solardächer auf jedem Gemeindehaus, und veränderte Ernährung von uns fordern; all das sind sehr konkrete Ideen, die unser Beitrag sein können, die unseren Umgang mit Geld und unsere Verwaltungsprozesse beeinflussen werden. Das braucht intensive Beschäftigung mit Klimaschutz auf allen kirchlichen Ebenen und intensive Bildungsbemühungen zu nachhaltigem Handeln. Es braucht den Willen, auch bei der Verlagerung der Verantwortung für Bauen und Sanierung auf die Ebene der Kirchenkreise den

² Zum Nachhaltigkeitsbegriff vgl. auch [EKD-Text 130 - Agenda 2030 als Herausforderung der Kirchen – EKD](#).

³ United Nations, Transforming our World: The 2030 Agenda for Sustainable Development, <https://sdgs.un.org/2030agenda> (Letzter Zugriff 19.11.2021).

⁴ Vgl. Arnd Henze in Zeitzeichen, [„Weiter so“ ist keine Option | zeitzeichen.net](#) (Letzter Zugriff 19.11.2021): „Nur Gemeinden, die dem Veränderungswillen dieser Generation alle Türen öffnen, werden im demografischen und gesellschaftlichen Wandel und in der Konkurrenz mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren bestehen können.“

Klimaschutz ernst zu nehmen und nicht nachrangig zu behandeln. Deutlich ist: Klimaschutz kostet Geld, er verändert unsere Gewohnheiten und er wird uns Verzicht abfordern und an manchen Stellen weh tun und unser Leben – eben: nachhaltig – verändern. Aber all das nicht zu tun, wird noch viel mehr kosten, nicht nur Geld, sondern Leben.

Wenn wir da mogeln und bequem bleiben, werden wir schuldig – an unserem Auftrag, an unseren Kindern, an unseren Geschwistern weltweit, an der Schöpfung. Sich an dieser Stelle einfach darauf auszuruhen, dass Gott Schuld vergibt und die Sünder annimmt, wäre zu einfach. Das Vertrauen auf Gottes Gnade macht es uns ja gerade möglich, mutig, entschlossen und beherzt zu glauben und zu handeln.

2. Öffentlich

Das Thema der **öffentlichen Ausstrahlung** – auch eines der strategischen Kriterien – hat uns in der Coronapandemie intensiv beschäftigt. „Die Kirchen bleiben leer“, „Die Kirchen haben geschwiegen“, „Die Kirchen haben sich verkrochen, sie waren zu vorsichtig, zu staatsfremd“, das waren die Botschaften mancher überregionaler Zeitungen und sie hallen mir noch in den Ohren. In den regionalen Zeitungen sah das etwas anders aus: Noch nie wurde so viel über Kirche berichtet wie in den letzten 21 Monaten. Offensichtlich haben wir sehr verschiedene „Öffentlichkeiten“ mit verschiedenen Wahrnehmungen und Erwartungen.

In diesem Zusammenhang habe ich gelernt, intensiv über unsere mediale Bildsprache nachzudenken. Bei der Flutkatastrophe an der Ahr gab es einen großen Gedenkgottesdienst und Notfallseelsorger in den überschwemmten Orten und damit Bilder von dem, was Kirche tut. Solche Bilder konnte es im Lockdown kaum geben. Seelsorge am Telefon oder in Intensivstationen, Videogottesdienste, Gottesdienste to go, Telefonandachten, all das lässt sich schwerer in Bildern festhalten oder geschah ohne Öffentlichkeit. Aber es war da, und zwar in einer großen Vielfalt und Fülle, wofür ich sehr dankbar bin.

Bei aller Frustration über die öffentliche Kritik an den Kirchen – in dem Narrativ von den „schweigenden Kirchen“ steckt auch eine Erwartung: Kirche hätte was sagen sollen, hätte Orientierung geben können. Wenn man wollte, konnte man die auch finden. Da gab es z.B. die Coronathesen der Bischöfin, die vielen Mails von Krisenstab, Prälat und Bischöfin, die Predigten, Zeitungskolumnen, YouTube-Videos und Social-Media-Posts, aber auch Botschaften über traditionelle Medien wie Briefe, Aushänge und Verteilschriften. Aber, und das müssen wir uns selbstkritisch fragen: Warum wird das so wenig wahrgenommen?

In den großen Talkshows werden kirchliche Vertreter selten eingeladen. Wissenschaft und Politik haben hier das Sagen, umgehen dabei meist die großen Fragen vieler Menschen „Wie gehe ich mit dem Tod um? Wie gehe ich mit Schuld um, z.B. wenn ich jemand angesteckt habe? Wie gehe ich mit der Angst um mein Leben und das meiner Lieben um? Wie verkrafte ich die dauernde Konfrontation mit dem Sterben?“ Diese Fragen wurden lange verdrängt durch die Diskussion um Hygieneregeln, Teststrategien oder Impforganisation. Doch wir spüren, dass die ethischen und theologischen Fragen weiter schwelen, dass sie Menschen beschäftigen und oft überfordern. Gerade hier braucht es Gesprächsräume und das christliche Zeugnis vom dreieinigen Gott, der uns befähigt, Schuld anzuerkennen, Verantwortung zu übernehmen und auf Christus im Leben und Sterben zu vertrauen.

Die **christliche Stimme in der Gesellschaft erheben**, diese Aufgabe ist eine der sechs Grundaufgabe im Modell zum Auftrag der Kirche, an dem wir im Rahmen des Verständigungsprozesses arbeiten. Diese Aufgabe wird in den Großgruppenkonferenzen, die wir gerade hatten, immer wieder hervorgehoben, zusammen mit der Aufgabe, nah bei den Menschen zu sein. Das stellt uns in ein

Spannungsfeld von individueller Begleitung von Menschen vor Ort einerseits und Kommunikation in den verschiedenen Öffentlichkeiten andererseits. Es braucht beides, sozusagen Beidhändigkeit, und nicht ein Gegeneinander-Ausspielen dieser Aufgaben.

Aus meiner Sicht ist unsere Präsenz in den unterschiedlichen Medien und Öffentlichkeiten in unserer Landeskirche noch entwicklungsfähig. Zu oft wird mediale Präsenz eher als Hobby einzelner Haupt- oder Ehrenamtlicher und nicht als Kernaufgabe gesehen. Diese Kernaufgabe braucht ausreichende Ressourcen und Knowhow. Wie wichtig Kommunikation in den Öffentlichkeiten ist, hat uns die Pandemie vor Augen geführt, darauf stoßen uns auch immer wieder viele junge Leute oder solidarische Begleiter, z.B. in den Fokusgruppen des Reformprozesses.

Eigentlich ist das nicht Neues, denn die Kommunikation des Evangeliums war von Anfang an öffentlich, sie fand nicht hinter verschlossenen Türen und nicht in geschlossenen Räumen statt, sondern im Tempel, auf dem Areopag, auf den Marktplätzen, an den Seeufern. Ja, Pfingsten hat genau das bedeutet, dass die Türen aufgingen, dass die Jüngerinnen und Jünger hinaus zu den Menschen gingen und mit ihnen sprachen und von ihnen verstanden wurden, über alle Sprach- und Kulturgrenzen hinweg.

Diese öffentliche Dimension der Kommunikation des Evangeliums haben wir in der Pandemie wiederentdeckt: Gottesdienst im Park, auf der Wiese, am See, aber auch im Internet, über YouTube oder Facebook und natürlich auch in Rundfunk und Fernsehen.

Doch mit dem Stichwort „Öffentlich“ verbindet sich nicht nur die Frage nach unserer öffentlichen Kommunikation und Sichtbarkeit, sondern auch ein theologisches Konzept. **Öffentliche Theologie**, das ist die Übersetzung der Grundaufgabe, die Stimme zu erheben für die, deren Stimme überhört wird. Der bisherige Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm hat öffentliche Theologie in Deutschland maßgeblich bekannt gemacht und gelebt; entwickelt wurde das Konzept u.a. in Südafrika in der Auseinandersetzung mit den Folgen der Apartheidspolitik. Hier hatten die Kirchen eine wichtige Stimme; man denke nur an Bischof Tutu und die Arbeit der Wahrheits- und Versöhnungskommission. „Öffentliche Theologie“ basiert auf der Erkenntnis, dass wir als Kirche auch in einer säkularer werdenden Gesellschaft eine wichtige intermediäre – also vermittelnde – Akteurin sind.

Dabei haben wir drei verschiedene Möglichkeiten: Wir können ethische Fragen und Positionen in die Diskussion einbringen, sei es an den Grenzen des Lebens wie aktuell beim assistierten Suizid oder beim Umgang mit Geflüchteten; wir können exemplarisch handeln im Sinne der Option für die Übersehenen, Stummen, an den Rand Gedrängten und Bedrängten wie bei der Seenotrettung; und wir können Diskursräume schaffen, in denen verschiedene Akteure und Perspektiven miteinander ihre Positionen ins Gespräch bringen können. Das war die Idee hinter den Ethikcafés in Altenheimen oder hinter den Workshops zu „Weiterdenken nach Corona“ hier in der Region Kassel. Dabei hat mich ermutigt, dass Kirche diese Rolle der Gastgeberin und Moderatorin solcher Gespräche in unserer Gesellschaft gern zugestanden wird. Menschen lassen sich einladen mitzudenken. Sie lassen sich ungern einfach vorschreiben, wie sie zu denken oder zu handeln haben, aber wenn wir unsere Position ins Gespräch einbringen und Räume des Zuhörens und miteinander Redens schaffen, haben wir eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Diskurs.

Im Stichwort „Öffentlich“ steckt noch ein dritter Aspekt, der mir unter den Nägeln brennt. Es ist die in der Öffentlichkeit intensiv wahrgenommene Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche. In der evangelischen Kirche gab und gibt es sexualisierte Gewalt. Sie verwundet Betroffene an Leib und Seele, sie betrifft auch ihre Familien und Freundschaften. Und sie beschädigt das Vertrauen in Kirche als einen Raum, der Schutz und Sicherheit vor sexuellen Übergriffen bietet. Das Ziel unseres Handelns muss es zuerst sein, sexuellen Missbrauch zu verhindern, soweit das irgend möglich ist. Ein zweites Ziel ist, Kirche als einen Kommunikationsort zu gestalten, in dem

Menschen jeden Alters leidvolle Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt zur Sprache bringen können, wo sie darin ernstgenommen werden und erlittenes Unrecht nicht vertuscht oder Täterverhalten beschwichtigt wird. Daran arbeiten wir mit Präventionskonzepten, mit intensiven Schulungen und einer unabhängigen Unterstützungskommission, an die sich Betroffene wenden können, damit das ihnen angetane Unrecht anerkannt und sie in der Bewältigung unterstützt werden können.

Die **systematische Aufarbeitung sexualisierter Gewalt** ist die Aufgabe, vor der wir jetzt als Evangelische Kirche in Deutschland stehen und vorankommen müssen; die EKD-Synode in diesem November in Bremen hat das eindrücklich gezeigt. Dabei wurde auch deutlich: Wir haben noch einiges zu lernen, damit wir als Kirche gut auf Betroffene hören. Wir müssen unsere Strukturen und Verfahrensweisen so verändern, dass sie nicht die, die Gewalt ausüben, sondern die, die Gewalt erleiden oder erleiden könnten, schützen und stützen. Solche Aufarbeitung muss ehrlich im Blick auf das eigene Versagen, sie muss transparent und öffentlich sein. Wir stehen vor der Herausforderung, aber auch vor der Chance, exemplarisch für viele Bereiche unserer Gesellschaft zu zeigen, wie der Schutz vor und die Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt wirksam gestaltet werden können.

3. Digital

Öffentliche Kirche ist im 21. Jahrhundert auch Kirche im digitalen Raum. Digitalisierung ist ein grundsätzlicher Transformationsprozess, der verändert, wie wir kommunizieren, arbeiten und denken. Wir stecken schon mittendrin in diesem umfassenden Prozess, der, das schlägt die Brücke zum Vorhergesagten, möglichst nachhaltig gestaltet werden muss. Wir diskutieren also nicht mehr, ob wir uns als Kirche mit Digitalisierung auseinandersetzen, sondern wie und mit welchen Ressourcen.

Zum Verständnis von Digitalisierung als Transformationsprozess haben mir die drei „**Prinzipien der Digitalität**“ geholfen, die von dem Medienwissenschaftler Felix Stalder entwickelt worden sind. Diese drei Prinzipien lauten: Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität.

Referentialität meint, dass wir alle uns im und durch den digitalen Raum ein eigenes Bezugssystem aufbauen und selbst entscheiden müssen, welchen Informationen wir Vertrauen schenken. Wie müssen alle Informationen, die uns erreichen, filtern und priorisieren. Ein ganz einfaches Beispiel: Glauben Sie den Aussagen der Stiko und des RKI zur Sicherheit und Wirkung des Impfstoffes gegen Covid19 oder vertrauen Sie eher den Aussagen von Russia Today und mancher anderen Kanäle, die vor Gesundheitsgefährdung und Erbgutveränderung durch die Impfung warnen?

Weil solche Entscheidungen über die Glaubwürdigkeit von Informationen angesichts ihrer Komplexität kaum noch allein gefällt werden können, entwickelt sich Gemeinschaftlichkeit, also die Beurteilung von Information im Austausch mit Anderen, z.B. in sozialen Netzwerken. Die Algorithmen sozialer Netzwerke gehen davon aus, dass wir Freunden und Gleichgesinnten eher vertrauen und ihre Nachrichten als wichtig bewerten. So können sich Gemeinschaften etablieren, die wir heute meist als „Blasen“ oder „Bubble“ bezeichnen.

Gleichzeitig konkurrieren alle Medien und Werbetreibenden um unsere Aufmerksamkeit. In der ungeheuren Fülle der Informationen und Bezüge ist darum Aufmerksamkeit eine wesentliche und zentrale Ressource, und anstrengend für alle, die Aufmerksamkeit erzielen wollen. Das erklärt, warum es immer mühsamer wird, als Kirche sichtbar und gehört zu werden.

„Algorithmizität“ schließlich weist darauf hin, dass die digitale Welt auch durch automatisierte Suchmaschinen, Filter und ProgrammROUTINEN zugänglich gemacht wird. Ein schönes Beispiel sind die Vorschläge nach dem Muster: „Sie haben X gekauft, da gefällt Ihnen auch Y“.

Für uns als Kirche ist vor allem der Aspekt der Referentialisierung eine große Herausforderung. Die Digitalisierung der Information und der Kommunikation mutet uns nicht nur zu, mit der Vielfalt der Meinungen, Standpunkte, Wissensmöglichkeiten, Methoden und Praktiken irgendwie umzugehen, sondern auch mit vielen anderen um Deutung und Aufmerksamkeit zu konkurrieren. Wissens- und Diskursgemeinschaften grenzen die Referentialität ein und bieten darüber Identität. Als Partner in diesem Raum können wir selbst Diskursgemeinschaften bilden oder Diskursplattformen bieten. Wir können unsere Stimme und unsere christliche Perspektive in das Gespräch über Leben und Glauben einbringen, aber wir haben darin nicht mehr die Rolle der selbstverständlichen Weltdeuter, denen Vertrauen entgegengebracht und Glauben geschenkt wird.

Bildung zur Entwicklung von Medienkompetenz unterstützt uns darin, Gestaltungsmöglichkeiten wahrzunehmen, Informationen zu bewerten und unsere eigenen Standpunkte verantwortungsvoll zu äußern. Wir beteiligen uns als Kirche in allen Bereichen von Kita über Schule bis Erwachsenenbildung an dieser Bildungsaufgabe, um Menschen zu einer begründeten Informationsbeurteilung zu befähigen. Wie wichtig das ist, zeigt die Auseinandersetzung mit Coronaleugnern.

Eine zweite Herausforderung digitaler Transformation sind **veränderte Formen von Gemeinschaftsbildung**. Dazu hat die Theologische Kammer gerade ein Papier auf den Weg gebracht, dessen Lektüre ich ausdrücklich empfehle. Zu den Lernerfahrungen von Kirche in der Coronapandemie gehören neue Formen von Gemeinschaftlichkeit, die nicht auf physischer Präsenz im selben Raum beruhen, z.B. bei einem digitalen Abendmahl, beim digitalen Adventsempfang, der digitalen Synode, digitalem Unterricht. Wir erfahren dadurch zum einen, wie wertvoll die Begegnung von Angesicht zu Angesicht ist; wir lernen aber auch, dass es Gemeinschaft auch im digitalen Raum gibt. Am Beispiel digitaler Seelsorge oder digitaler Trauerräume zeigt sich deutlich, dass hier eine einfache Übertragung von analogen Methoden in den digitalen Raum nicht möglich ist, sondern dass sich spezifisch digitale Formen der gemeinschaftsbildenden Kommunikation entwickeln, mit denen wir erst Erfahrungen sammeln müssen, die aber auch ein hohes Innovationspotential haben im Blick auf Kontaktflächen und Ausstrahlung.

Das intensiviert den Diskurs über digitale Gemeindebildung. Gibt es eine „digitale Kirche“ in, mit oder neben der „analogen Kirche“, oder wird diese Unterscheidung mehr und mehr untauglich, weil sich die Gemeinschaftsformen überlagern? Sind digitale Gemeinden hybrid zu lokalen Gemeinschaften, werden die im parochialen Raum entstandenen Bindungen im digitalen Raum weitergeführt oder entstehen neue Kontakte und Bindungen, die sich nicht in physische Begegnung vor Ort überführen lassen? Wir diskutieren diese Fragen derzeit intensiv miteinander auf der Suche nach der zukunftsfähigen Gestalt von Gemeinde in vielfältigen Formen und das wird uns sicher noch eine Weile beschäftigen.

Durch die Pandemie hat die digitale Transformation auch unsere **Arbeitsformen** verändert. Digitale Sitzungen werden nicht mehr verschwinden, denn sie sparen viel Zeit und Geld und sind ein Beitrag zum Klimaschutz. Doch nicht alles geht digital oder macht digital Sinn. Kluge Kriterien, wann es das eine und wann es das andere braucht, und Standards der digitalen Zusammenarbeit werden dafür gerade in einer Arbeitsgruppe unserer Landeskirche entwickelt. Die Entwicklung solcher Standards ist Teil eines größeren Prozesses, in dem wir über „New Work“ in der Kirche nachdenken.

Mobiles Arbeiten und Homeoffice verändern die Arbeitskultur in unserem Land, auch in unserer Kirche massiv. Dadurch ergeben sich neue Möglichkeit der Vereinbarkeit von Familie, auch von Pflege, und Beruf und eine höhere Flexibilisierung von Arbeitszeit und Jobsharing. Es stellen sich zugleich neue Herausforderungen an das Gesundheitsmanagement und an die **Kultur von Zusammenarbeit** und Zusammenhalt.

Denn diese Entwicklung hat auch eine Kehrseite: Die Abgrenzung der Arbeit von der Privatsphäre ist schwerer, weil man die Mail mal eben noch lesen oder bearbeiten kann. Der Kontakt zu den Kolleg*innen muss bewusster organisiert werden, weil die informellen Begegnungen wegfallen, die Tür- und Angelgespräche, die zufällige Begegnung am Kopierer oder in der Pause, gemeinsames Essen und Plaudereien am Rande, in denen dann oft doch sehr Wesentliches besprochen und erledigt werden konnte. Das erleben wir auf dieser Synode ja gerade am eigenen Leib. Aber wenn es gut gelingt, diese Herausforderungen zu bewältigen, stecken da für uns als Kirche große Chancen drin – gerade für unsere ländlichen Räume und die zum Teil großen Entfernungen. Standortfragen werden unwichtiger. Wenn ich durch digitale Zusammenarbeit, z.B. durch digitales Teilen von Dokumenten, Kalendern, Projektplänen und Wissensressourcen sowie durch klare Erreichbarkeiten Zugang zu Prozessen habe, auch wenn der Kollege oder die Kollegin nicht mehr im gleichen Haus sitzt, dann ist die Frage, ob das Kirchenkreisamt oder auch das Pfarramt in Ort A oder Ort B ist, eigentlich sekundär. Das birgt die Chance, als Organisation flexibler und agiler zu werden.

Als Landeskirche stellt uns diese Entwicklung vor die Aufgabe, klug den **Prozess der digitalen Transformation zu gestalten**, ohne unsere begrenzten Ressourcen zu überfordern. All das ist Teil der Digitalisierungsstrategie unserer Landeskirche, an der wir, moderiert von unserer Digitalisierungsbeauftragten, im Moment intensiv arbeiten.⁵ Diese Strategie soll die Landeskirche befähigen, mit begrenzten Ressourcen und im eigenen Tempo Antworten auf den digitalen Wandel zu entwerfen und umzusetzen. Deutlich ist auch hier zu erkennen: Digitalisierung ist ein Thema, das eng verknüpft ist mit Fragen von Nachhaltigkeit und von Öffentlichkeit. Digitale Räume schaffen neue Öffentlichkeiten, und der digitale Transformationsprozess muss selbst auf Nachhaltigkeit angelegt sein.

Dabei wird eine der zu beantwortenden Fragen sein, wie sich Kirche in die Digitalisierungsprozesse in unserem Land einbringt. Sind wir Zuschauer, wenn „smart cities“ wie Kassel oder „smart regions“ entwickelt werden, wenn es Pionierprojekte gibt wie in Homberg oder Ippinghausen? Oder sind wir Partner, in dem wir unsere Ressourcen in diese Entwicklungen einbringen und damit auch an den Fördermöglichkeiten partizipieren? Von digitaler Engagementförderung über Förderung digitaler Verwaltung bis hin zu Kirche als Ort für Co-Working öffnet sich ein weites Feld von sozialer Diakonie bis hin zu Fragen alternativer Finanzierung.

Warum sollten wir unsere Gemeindehäuser als „**Co-Working-Spaces**“ öffnen, mit gutem Internet, schönen Möbeln und einer guten Kaffeemaschine ausstatten, wenn die Leute dann doch nicht in den Gottesdienst kommen, vielleicht ihr Kind aber gleich noch in den dazugehörigen Kindergarten bringen? Weil sich dann der Marketingexperte, die Ingenieurin und der Systemadministrator mit der Pfarrerin oder der Verwaltungsassistentin nicht nur den Arbeitsplatz teilen, sondern auch ihre Ideen, ihr Knowhow, ihre Sorgen und ihre Träume. Welch eine Chance wäre das für Kontaktflächen, für Kooperationen, für Ausstrahlung, für Nachhaltigkeit und Beteiligung und vor allem für Innovation? Es wäre ein exemplarisches Feld für „missionale Kirche“.

Und was für ein Beitrag zur sozialen Diakonie wäre es, wenn wir solche digitalen Arbeitsräume z.B. Schülerinnen und Schülern und älteren Menschen zur Verfügung stellen, die zu Hause nicht die Möglichkeit digitaler Arbeit haben? Wenn wir ehrenamtlichen sozialen Projekten diese Räume zur Verfügung stellen? Wenn die, die die Räume kommerziell mieten, damit zugleich auch ein solches soziales Projekt fördern, hätten wir einen Mehrwert geschaffen, der in vielen Bereichen der Wirtschaft längst als wichtiger Faktor von Corporate Social Responsibility erkannt worden ist. Viele nur wenig

⁵ Dabei wir nicht ein vorgefertigtes Konzept zu übernommen, sondern ein induktiv bei unserem Wissen und Erfahrungsschatz ansetzendes Entwicklungskonzept gibt den Rahmen, in dem wir die wichtigsten Digitalisierungsvorhaben identifizieren, Lösungsansätze entwickeln und in die Umsetzung gelangen.

ausgelastete Gemeindehäuser und andere kirchliche Gebäude stehen zur Verfügung: Es wäre eine Möglichkeit, den gemeinschaftsfördernden Impetus dieser Gebäude zu erhalten.⁶

Damit würden wir als Kirche auch einen wichtigen Beitrag zur Bewältigung der sozialen Folgen von Digitalisierung leisten. Denn im Moment geht die Schere zwischen denen, die dabei sind, und denen, die abgehängt sind, immer weiter auseinander und braucht kreative diakonische und pädagogische Antworten.

Zum Schluss: Mutig und beherzt leben und glauben

Wir leben in einer Welt, die sich rasant verändert und immer stärker von Ungleichzeitigkeit und Unsicherheit geprägt ist. Als Christinnen und Christen können wir diese Situation annehmen und im Vertrauen auf Gottes Liebe und Beistand mutig und beherzt leben und glauben. Als christliche Gemeinschaft können wir in dieser Welt neue Räume und Wege entwickeln, um unseren Auftrag zu erfüllen, nämlich das Evangelium von Jesus Christus zu kommunizieren. Manches geschieht dabei experimentell und fehlerhaft, bleibt fragmentarisch und vorläufig. Denn: Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. (1. Joh.3,2)

Und so schließe ich meinen Bericht an diesem Montag nach dem Ewigkeitssonntag mit Zeilen aus einem Gedicht von Dorothee Sölle:⁷

Und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden
O Gott, der du alles geschaffen hast
wann wird es soweit sein
dass wir es *sehr gut* nennen wie du
wann werden wir sichtbar?
wann wird die Wahrheit scheinen?
wann wird man an unseren Gärten und Feldern [und Wäldern, erg. B.H.] sehen:
hier wohnen die sanften Kinder der Erde
die das Vergewaltigen nicht gelernt haben
und das Plündern verlernten
hier wohnen kleine Menschen
die die Türme nicht in den Himmel bauen
und die Tiere nicht zu Tode testen
Gott, Freundin der Menschen, Freund der Erde
komm bald
maranatha beeil dich
mach uns sichtbar
Töchter und Söhne
in deinem Reich.

⁶ Erste Versuche und Modelle dafür liegen schon vor. Das Netzwerk Kirche & Coworking der Arbeitsstelle midi der EKD bietet dazu unter dem Titel „Coworking in der Kirche“ eine Broschüre an, und das Bistum Limburg hat mit der „Villa Gründergeist“ in Frankfurt einen kirchlichen Coworking-Space eröffnet, der unter anderem auch entsprechende Initiativen vernetzt, berät und begleitet.

⁷ Dorothee Sölle: Und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, München 1987, S.8. Hervorhebung im Original, Ergänzung in [] Beate Hofmann.